

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1906**

293 (15.12.1906) Unterhaltungsblatt zum "Volksfreund", Nr. 50

# Unterhaltungsblatt zum „Volksfreund“

Nr. 50. Karlsruhe, Samstag den 15. Dezember 1906. 26. Jahrgang.

## An der Schnitzelmaschine.

Charakterbild aus der verlassenen Welt von M. A. Simacek.  
Aus dem Böhmisches überfetzt von Franta Gájeř.

(Nachdruck verboten.)

Lena fuhr sich mit beiden Händen über das Gesicht. Sie fühlte, daß sie auf der Straße verlegt ist, daß ihr Auge angeschwollen ist. Daß Wenzel sie schlug, das war also kein Traum. Sie fühlte nun Schmerzen in den Armen, in den Hüften und unter den Rippen.

Wieder wiederholte sie sich: „Ich schlage ihn tot! Ich muß, ich muß!“ Aber gleich kam ihr aber auch schon der Gedanke: „Er weiß aber noch gar nicht, wie es mit mir steht, er weiß noch nichts von dem Kinde. Das muß ich ihm erst sagen. Erst dann darf ich ihn totschlagen!“

Eine geheime Stimme höhnte sie: „Sei kein Narr. Jetzt spricht nur die Furcht an dir.“ Aber gleich befürchtete sie sich wieder: „So wahr Gott lebt, ich darf es nicht so, erst muß er es erfahren, und dann erst, was er dazu sagt.“

Nach diesem Entschluß fühlte sie sich etwas beruhigt. Ein letzter Strahl der Hoffnung, ein letztes „vielleicht“ schlich sich doch noch einmal in ihr verfinstertes Gemüt.

Das letzte „vielleicht“.

Vorher sie die Fabrik betrat, zog sie ihr Kopftuch tief ins Gesicht, um ihr verletztes Gesicht zu verdecken. Die rechte Hand drückte sie fest auf ihr pochendes Herz und die Augen senkten sich zu Boden. Sie ging mit schnellem Schritt und verwied es, um sich zu schauen. Die Hitze in der Fabrik und die dämpfte Luft wirkten auf sie ein, daß sie fürchtete, ohnmächtig zu werden. Erst jetzt fühlte sie eine schreckliche Schwäche und Müdigkeit in den Gliedern. Sie hatte so lange schon nicht geschlafen und nichts gegessen, kein Bimber, wenn sie nun so ein fonderbares Gessen unter der Stürne aß, und daß sie nur mit Mühe die Augen über hob. Diese Müdigkeit überfiel sie so plötzlich, so lange sie im Walde war, merkte sie nichts davon. Jetzt fühlte sie es ganz deutlich, daß sie im Gehen schwankte. Durch die Wimpern sah sie das große Schwungrad von der Dampfmaschine nur ganz unbestimmt glänzen, als sie vorüberging, in dem Dampf bei den Kolorierten vermochte sie einzelne Arbeiter wie sonst nicht zu erkennen, alles drückte sie, alles schien einzufrieren zu wollen. Der Lärm ringsum, das unbestimmte trübe Licht der Petroleumlampen, der Dampf und das Brausen all der Maschinen, alles das drohte ihr das Bewußtsein zu rauben, kaum daß sie die Stufen, die zu den Diffusionsbatterien hinaufführten, gefunden hatte. Sie mußte sich an dem Geländer festhalten, wenn sie nicht umstürzen wollte. Ein ungewohntes Brennen im Gesicht und auf dem Hals machte sich geltend und es war ihr zu heiß, als müsse sie die Stirn auf ein Stück Eisen pressen, um sich zu kühlen.

Als sie an der Diffusionsbatterie vorüberging und gegen die Schmelzmaschine schritt, merkte sie, wie ihr alle so sonderbar nachblickten. Sie drückte sich an die Mauer und eilte an, und nur hinten oben zu sein. Wie sie jedoch an Wenzels Fenster vorbeiging, blieb sie erschrocken stehen. Dort stand er und verhandelte mit dem Adjunkten. Sie hörte deutlich zu ihm sagen:

„Es ist nicht mehr mit dem Narren auszukommen. Den ganzen Tag sollte man mit ihr raufen, hier und zu Hause.“

„Dann geht sie morgen ins Mühlenshaus, damit endlich einmal Ruhe ist“, antwortete der Adjunkt.

„Könnte sie nicht schon heute hingehen —?“ fragte Wenzel einzuwenden.

„Nachdem für die Auhar eine andere gekommen ist, kann ich nicht zugeben, daß an der Schmelzmaschine zwei fremde, mit der Arbeit nicht vertraute Mädchen sind.“

In diesem Augenblick trat Lena hervor und blieb mit gesenktem Blick vor dem Adjunkten stehen.

„Du gehst morgen ins Mühlenshaus“, sagte er kurz zu ihr und wandte sich ab.

Lena verzog keine Miene. Mit einer Hand an dem Wagnen sich festhaltend, blickte sie Wenzel fest an und sagte ihm kaum hörbar ohne jedwede Einleitung ihr Geheimnis.

Wenzel erlebte ein wenig, aber der zu einem Schimpfwort schon geöffnete Mund schloß sich wieder. Sein Auge blickte hinauf, während sein Arm herrisch gegen die Treppe mies: „Schere dich!“ Lang es gebieterisch von seinem Munde.

Lena ging. Mit Mühe bestieg sie die wenigen Stufen zu der Tribüne und den Körben. Zurückkam schaute sie um sich und erst jetzt bemerkte sie Wenzel. Ein jäher Schreck fuhr ihr durch die Glieder und drohte sie zu ersticken. Sie mußte sich an dem einen Korbe festhalten, sonst wäre sie zu Boden gesunken. So blieb sie eine Weile stehen und wagte nicht, die Augen zu erheben, vor Furcht, ohnmächtig zu werden.

Das eine Mädchen von der Tagesfrucht, das so lange warten mußte, bis Lena an ihrer Stelle antrat, hatte sich inzwischen angezogen und im Begriffe, die Tribüne zu verlassen, sah es erst jetzt, daß Lena nicht wohl ist. Mitleidsvoll erbot sich das Mädchen aufdringlich, für Lena die Schicht zu übernehmen, da sie augenscheinlich nicht wohl ist.

„Nein, nein!“ rief Lena heftig hervor. „Gehen Sie nur, es ist schon vorbei.“ Und dann ergriß sie die Schaufel, hob den hölzernen Verschluß, welcher die Leertung zum Korbe besperre und begann die Mühen hineinzuschleppen.

Einen Augenblick wagte sie ihren Blick zu Wenzel zu erheben und glaubte in ihrem Anblick ein warmes Mitleid wahrzunehmen. Es schien ihr, als ob Wenzels Lippen zitterten und sie Lena anreden möchte.

Schnell schlug sie ihren Blick zu Boden. Um alles in der Welt wollte sie nichts hören, nur jetzt nicht. Sie fürchtete, das Mädchen könnte in ihrem Gesicht die Verletzungen bemerken, sie vielleicht bedauern oder erraten, daß sie von Wenzels Mißhandlungen herührt. Dieser Gedanke trieb ihr das Blut in die Wangen und erfüllte sie mit Scham und Zorn.

„Braucht sie denn Mitleid? Verlangt sie etwa, bedauert zu werden? Namentlich von ihr, von dieser Wenzel? Eher ist diese selbst zu bedauern, denn Lena hat jetzt auf Wenzel ein Anrecht! Und weil sie sich jetzt an ihm rächt, raubt sie ihm ihrer Nebenbuhlerin vollends.“

„Ob Wenzel es ihr gesagt hat? Ohne Zweifel, und darum blickt sie das Mädchen so mitleidig an. Gewiß denkt sie sich dabei: „Schau, dich hat er so behandelt, dich hat er verdorben, und dennoch wird er mein Feind und mich nehmen.“ Doch sie soll nicht allzu früh jubeln! Sie wird heute noch leben, was geschähe, Lena wird sich nicht mehr verziehen, wird nicht mehr ihre Enttäuschung in einem Winkeln bereuen, nein, sie wird ihre Schande rächen. Sie weiß es zu verhindern, daß der Vater ihres Kindes einer anderen angehört. — Nein! Niemals läßt sie es geschehen!“

Nur noch ein Wort wird sie Wenzel sagen, dann aber wird sie handeln! Aber wie?

In diesem „wie“ erschellte die Brandung all ihrer sturmgepeitschten Gedanken, so daß sie keinen einzigen festzuhalten vermochte. Es brauste und wühlte in ihr und oftmals vergaß sie alles um sich, daß sie kaum wußte, wo sie sich befindet. In solchen Augenblicken vergaß sie sich selbst gänzlich, nur das stand vor ihr deutlich, was sie wollte und mußte — Wenzel totschlagen! Sie mußte sich anstrengen, um zum klaren Bewußtsein zu kommen. Die weißen Mauern mußte sie ansehen, die nicht weit von ihr arbeitende Louca, die neben ihr stehende Wenzel, da unten die in die Karren schaufelnden Arbeiter, alles mußte sie sich vergegenwärtigen, um sich zu bestimmen, daß sie in der Fabrik ist. Daß sie folgjam die Mühen durch die Rinne nach dem Korbe schieben muß und daß es nicht angeht, nur so zum Wenzel zu springen und ihn schreiend vor aller Welt anzuhängen, daß er sie verdorben und vernichtet hatte und daß sie ihn dafür töten müsse. Und wie soll sie sich auf ihn stürzen, wie ihm den tödlichen Streich versetzen?

Es war eine grimmige Mut, die sie verspürte, als sie sah, daß es nicht so leicht ist, das auszuführen, was sie sich vorgenommen hatte. „Vielleicht erst auf dem Heimwege oder erst morgen am Tage! Aber bald, nur bald!“ war immer das Ende ihres Grübelns.

In dem Augenblick tief Wenzel in grobem Tone zu ihr, daß sie mit dem Schaufeln aufhören soll. Was im Korbe war, sollte fertig geschnitten werden. Lena erbebte vom Kopf bis in die Zehen. Nun wußte sie, daß sie ihm wieder die Messer reichen muß. Bei der Gelegenheit will sie ihm nochmals drohen! Es wird ihr letztes Wort sein.

„Halte an und komme herunter!“ schrie jetzt Wenzel.

Sie folgte und trat zu ihm herunter. Er stand gebückt und legte die Einlagen zurecht.

„Das Mädchen hast du an meiner statt hergeschickt, nicht wahr?“ riefte sie durch die Zähne. „Und du willst sie nehmen —?“

„Ja wohl? Was kümmert es dich?“ antwortete er ebenso.

„Dann sage ich ihr, daß du sie nicht nehmen darfst, daß du mir gehörst, mir und meinem Kinde.“

„Güte dich, miserable Dirne!“ zürnte Wenzel.

„Wer kann es mir verwehren?“

„Ich! Wenn du nur ein Wort sagst, zeige ich dich an, daß du Paul ermordet hast!“

Wenzel stand jetzt auf und mit verbaltener Wut blickte er ihr fest in die Augen. Am seinen Mund verbreitete sich ein häßliches höhnisches Lächeln.

Auf diese Drohung ist er heute, nachdem Lena früh sein Haus verlassen, beläufig verfallen, als er zu der Ueberzeugung kam, daß nur eine energische Drohung im Stande ist, ihm endlich Ruhe zu verschaffen. Er war froh über diesen Einfall und sammelte alle seine Erinnerungen darüber, was ihm Lena damals über diesen Fall erzählte. Er kam immer mehr zu der Ansicht, daß die Geschichte mit einer solch einfachen Verleumdung nicht gendelt hatte. „Dann werde ich sie vielleicht aus Notwendigkeit gänzlich vertreiben“, dachte er und freute sich in Stille auf die Wirkung, die er damit erzielt.

Lena was zuerst keines Wortes mächtig. In ihren Augen leuchtete es wild auf, in ihren Fingern zuckte es. Dann wandte sie rasch den Kopf um, ob sie niemand beobachtet. Sie sah die Arbeiter, die die Schmelz herunter scharrten und bebann sich. Gleichzeitig neigte sie sich dicht bis zu Wenzels Wange und zischte ihm mit in höchster Wut zitternder Stimme ins Ohr:

„Miß anzeigen? — Du mich? — Ich schlage dich ja tot, dich — du — elender Lump —!“

Bei diesen Worten erhob sie heftig ihre Rechte und machte mit der Faust über seinem Kopfe eine drohende Geste.

Wenzel brach in ein lautes Gelächter und erwiderte halblaut, anscheinend belüßigt: „Dich werde ich durchprügeln, daß du davon freibist, wie jede andere.“ Dann befahl er mit lauter Stimme: „Reiche mir jetzt die Messer!“

Dann sprang er schon die paar Stufen hinauf und stand bereits auf der Fleischplatte vor der Schmelzmaschine.

In Lenas Innern taute eine Glut, die ihr das Herz fort zum Stillstehen brachte. Sie war keines zusammenhängenden Gedankens mächtig und es war ein Wunder, daß Wenzel nicht wieder den Hammer nach ihr schleuderte, denn sie irrte sich in den Einlagen unauffödelich.

„Er — mich anzeigen?“ wiederholte sie sich in Gedanken. „Warum? —“

mit, weshalb sollte das so überaus sensible Nervensystem des Menschen nicht auch darauf reagieren. Die Karte hat dann denselben Zweck zu erfüllen, wie etwa der Zeiger des Aneroidbarmeters, nämlich das äußerst geringe Zittern der Hände des Nutengängers beim Ueberstiegen einer unterirdischen Quelle in verstärkter Maße sichtbar zu machen.

Aus der guten alten Zeit. Wie entsetzlich es noch im 18. Jahrhundert mit der Lustig hand und was für ein einträgliches Geschäft das Scharfrichteramt war, das geht aus einer Amsterdamer Scharfrichterrechnung aus dem Jahre 1712 hervor, welches Altentück gegenwärtig in holländischen Zeitungen abgedruckt wird. Um das Steigen der Kosten derselben durch mehrmalige Reisen zu vermeiden, wurden die Exekutionen möglichst auf einen Tag gelegt. Ueber einen solchen Tag siehe der Scharfrichter folgende Rechnung auf:

Berichtet binnen  
Amsterdam, den 17. Dezember 1712.

Einen geföhrt macht	6 fl.
Für das Nischschwert	3
Für das Tuch	3
Für den Farrer	3
Einen erbrockelt	6
Abgenommen und in den Sarg gelegt	3
Einen gerädert mit 9 Schlägen, zu 8 fl. den Schlag	72
Für das Erbrockeln	6
Abgenommen und aus der Stadt gebracht	9
Zwei gehängt mit dem Schwerte über dem Kopf	18
Einen abgenommen und hinausgebracht	9
Einen abgenommen	3
Bier an den Galgen gehängt zu 6 fl. das Stück	24
Einen mit dem Schwerte über dem Haupte	3
Zwei mit Briefen vor der Brust	12
Vierundzwanzig gehängt zu 8 fl. das Stück	72
Drei mit dem Schwerte über dem Haupte	9
Einen mit Fußfesseln an den Pranger gestellt	6
Einen auf dem Rücken gebrandmarkt	6
Tagegelber	12
Meisengelber	12
Für die gebrauchten Stride	12
Für die Handlanger	12
Zusammen	276 fl.

Das alles geschah an einem Tage auf einer Schauübne am Stadthause. Die Rechnung schien diesen Amsterdamer zu beweisen, daß das Geschäft eine gute Nahrung sei

## Humoristisches.

**Wahre Gesichtspunkte.** Ein älterer Herr jüdischen Glaubens wird vor der Stadt von einem Strolche angefallen, der ihm mit der Losung „Die Börse oder das Leben“ einen Revolver vorhält. „Nun“, sagt der Herr, „wenn ich Ihnen schon was geben muß, gebe ich Ihnen schon die Börse. Damit mir aber meine Frau glaubt, daß ich angefallen wurde, bitte ich Sie, mir hier durch den rechten Hockschuß eine Kugel zu schießen.“ — Der Räuber tut dies. „Damit sie's nun auch sicher glaubt, durch den linken auch noch.“ — Auch dies geschieht. „Damit sie's nun auch ganz gewiß glaubt, durch den Hockschuß bitte auch noch eine.“ Auch dazu läßt sich der Räuber noch herbei. „Und nun bitte ich Sie noch, damit meine Frau auch sieht, daß ich lebensgefährlich bedroht war, mir eine Kugel durch den Hint zu schießen.“ — „Ja“, sagt der Strolch, „jetzt habe ich keine Kugel mehr.“ — „Nun“, — sagt der Jude, „wenn Sie keine Kugel mehr haben, bekommen Sie auch meine Börse nicht.“

**Der Deutmann, sonst liebestäubig, zu allen Einjährigern:** „Es gibt dumme Leute, es gibt sehr dumme Leute, es gibt außerordentlich dumme Leute, es gibt aber auch Einjährig und Vollschnuller.“ (Letztere wurden mit den Einjährigern zusammen ausgebildet.)

In einer höheren Mädchenschule wurde in der dritten Klasse, also vor einem Publikum von zwölfsjährigen Mädchen, Goethes „Fischer“ behandelt. Wie gewöhnlich mußten die Kinder im Anschluß daran einen Aufsatz über dies Thema ansarbeiten und am Schluß irgend eine moralische Betrachtung anstellen, was man aus dem Gedicht lernen kann etc. Dabei kamen folgende buchstäblich wahre Resultate heraus: Ein Mädchen schrieb: „Der Dichter zeigt uns, wie gefährlich das Wasser ist.“ Ein anderes: „Wir können an diesem Gedichte sehen, wie gerne die Menschen baden“; dann: „Man darf sich nicht zu sehr den verschiedenartigen Reizen hingeben.“ Und zum Schluß: „Man sieht hier wieder, wie phantastisch doch viele Menschen sind, daß sie überall naide Jungfrauen sehen.“ (Jugend.)

**Ein Vögler.** Fremder: „Warum sären denn die Leute so? Der König kommt wohl?“ — Einheimischer: „Nein, er reist wieder ab.“ — Fremder: „So? Na, dann will ich den Jubel noch mal gelten lassen!“

**Wob.** Revidierender Polizeibeamter: „Guter Freund — Sie müssen Strafe zahl'n! In Ihrer Milch ist Wasser!“ — Bauer: „Ja — meinen's denn, i kann meine Kuh Bier zu sauf'n geb'n?“

**Serenissimus:** Ach! — Ah! Hier auf Straße liegen — Ah — Hunde „Würgchen!“ Und dich daneben — Ah! — Fleder-Semmeln! Weiß nicht, was Volk — Ah! — da zu flagen hat? Würgchen und Semmeln doch ganz gutes Essen! Und noch dazu umsonst! Köllig umsonst! (Postillon.)

Buchdruckerei und Verlag des Volksfreund, Ged. u. Cte., Karlsruhe i. B.

sein müssen, regelmäßig zu benutzen, beim Nichtgebrauche aber so weit zurückzugeben, daß der Nichtfall in keiner Weise behindert wird.

Webjournale. Medizinisches aus alter Zeit. In der guten alten Zeit, als jede Einwirkung auf die kräftiger organisierte Menschennatur noch durch derbe Mittel bewerkstelligt wurde und der Ebnismus oder die Grausamkeit oft als unentbehrliche Zugaben und Heilmittel betrachtet werden mußten, gab es auch in der Arzneywissenschaft allerlei Ueberlichkeiten, denen man jetzt nur mit Verwunderung Glauben schenken kann. Die Bereitung des Theriak, damals theriaka coelestis genannt, welchen man nur aus Benedig gut und echt beziehen zu können glaubte, während ihn jetzt jeder Apotheker selbst bereitet, wurde unter den seltsamsten Ceremonien vorgenommen. Ein Zug von 250 Gehilfen zog dabei in Prozession zu derjenigen Apotheke, wo die Bereitung geschah. Alle in weißen Schürzen und jeder mit einem silbernen Teller, auf welchem sich eines der größtentheils überflüssigen Bestandteile befand. Diese wurden dann im Weiseln von Ärzten und Abgeordneten des Senats in den großen Kessel geschüttet und das Umrühren geschah mit derjenigen Würde und dem Ernste, die jener Zeit eigen waren. Zu den besondern Arzneimitteln gehörten noch vor hundert Jahren gebrannte oder veröhlte Tiere, wie Schwaben gegen Epilepsie, Kröten gegen Ausschlag usw. Ein merkwürdiges Rezept, welches in der württembergischen Pharmacie vom Jahre 1750 sich findet, schreibt zur Bereitung eines Oeles, Pflanzöl genannt, welches gegen Wunden und Nervenschmerzen äußerlich gebraucht wurde, unter vielen Kräutern, Wurzeln und Blumen auch sechs junge lebende Hunde, sechs lebende Kröten und vierundzwanzig lebende Regenwürmer vor! Guten Appetit!

## Erdfunde.

**Artesische Brunnen in der Wüste Sahara.** Französische Quellsucher waren es, welche in den 70er Jahren der französischen Regierung Hoffnung machten, bis zu den Sudanländern Karawanenwege von Alger aus zu schaffen. Diese zwei Leute, Karamelle und Gautherot, der eine ein Geograph, der andere ein Arbeiter, hatten nämlich mit glänzendem Erfolg in Alger gearbeitet und wahre Nischenquellen aufgefunden.

Nun fanden sie auch in dem an die Provinz Constantine angrenzenden Teil der Wüste Brunnen mit bis zu 3400 Liter Wasser in der Minute. Die dortigen wandernden Stämme versammelten sich bereits um jene Quellen, um Ackerbau zu treiben. Auch weiter in der Wüste sind noch artesische Brunnen gefunden worden. Diese ungeheuer wichtige menschliche Arbeit in der Wüste ist nun durch die fortwährenden Unruhen in jenen Gegenden zu nichte gemacht worden, weil die Quellen absichtlich von den Berberstämmen verunreinigt wurden.

## Aus dem Pflanzenleben.

**Pflanzenhaare.** Eine der interessantesten, obwohl wenig bekannten Industrien der reichen französischen Kolonie Algerien ist, wie wir dem Stein der Weisen entnehmen, der aus den Fasern der massenhaft an der Küste vorkommenden Zwergpalme gewonnene Erbsen für Pferdehaare. Noch vor wenigen Jahren betrachtete man diese Pflanze als wertloses Unkraut, während sie jetzt stark gesucht wird, da sie für Polsterwaren, Matrasen in billigen Qualitäten, sehr verwendbar ist. Die Haare sind wesentlich billiger als Pferdehaare und ihm in einer für die Tropen wichtigen Beziehung überlegen, nämlich darin, daß sie nicht von Insekten angegriffen wird. Hunderte von arabischen armen Familien finden durch das Sammeln und meilenweite Hereschaffen, das Trocknen der Blätter und das Vorspinnen ihren Lebensunterhalt. Die Haare werden in loser Packung und zu Seilen verpackt und sind zwar geschieht das Spinnen schon mit modernen Maschinen. Hauptabnehmer sind Deutschland und Oesterreich, besonders interessiert sich die deutsche Heerverwaltung für das Produkt und läßt es zu Bazaren und Jagatretbauten verarbeiten.

## Allerlei.

Die wissenschaftlich begründete Wünschelrute wird nun auch von der technischen Mundschau behandelt. Da gegenwärtig die bekannte Wünschelrute zum Auffinden unterirdischer Wasserläufe wieder einmal viel genannt und gepriesen, wie von wissenschaftlicher Seite verdammt und als blinder durch nichts zu rechtfertigender Aberglaube gekennzeichnet wird, dürfte die Beschreibung eines Apparates nicht uninteressant sein, der die Wirkungsweise der Wünschelrute vielleicht in einem neuen Lichte erscheinen läßt. Gemeint ist der patentierte Quellsfinder von A. Schmid in Bern. Der Apparat besteht aus einer etwa 5000 Windungen enthaltenden Spule weichen, gut isolierten Eisendrahtes von 0,3 Millimeter Durchmesser, welche 130 Millimeter Länge und 115 Millimeter äußeren Durchmesser besitzt, und einer über der Spule horizontal drehbar gelagerten, schwach magnetischen Nadel von etwa 180 Millimeter Länge. Auf dem zu prüfenden Terrain wird der Apparat so eingestellt, daß die Nadel genau horizontal schwingen kann und die Spulenzuge im magnetischen Meridian liegt, was mit Hilfe von Libelle und gewöhnlichem Kompaß bewerkstelligt wird. Die Nadel stellt sich dann auf dem gewünschten Punkt ein, der in allgemeinen vom Nullpunkt der Nadel abweicht; über einer unterirdischen Quelle wird sie jedoch sofort oder nach einiger Zeit mehr oder weniger rasche Schwingungen, die 2—10 Grad, mitunter aber auch bis zu 50 Grad erreichen, ausführen. Eine solche Schwingung vollzieht sie innerhalb einer Minute oder mehrerer Stunden. Streng wissenschaftlich durchgeführte und längere Zeit andauernde, zahlreiche Versuche haben in überzeugender Weise dargetan, daß die Nadel des Apparates auf natürlichen elektrischen Erdströmen anspricht, welche durch unterirdisch fließendes Wasser eine Veränderung ihrer Intensität erleiden. Ueber künstlichen Wasserleitungen oder bereits zutage getretenen Quellen funktioniert die Vorrichtung nicht. Wenn also ein so einfach konstruierter Apparat in für unter Auge sichtbarer Weise durch die erdmagnetischen Ströme und ihre Unterbrechung beeinflusst

wegen Pan? Ich habe ihn doch nicht ermorbet, er war ja gleich wieder gesund — und er weiß es ja! Und da will er lügen? — ja, er will mich beseitigen, will mich los sein — er ist doch so schlecht, — er muß sterben, es muß sein — muß, — muß!

Als die Messer eingeseht waren, ging sie taumelnd wieder hinaus. Wenzel sprang von der Blechplatte herunter und rief ihr noch nach:

„Laß die Maschine nicht eher los, bis ich rufe!“

Dann ergriff er die Dellanne, drang sich durch die stillstehenden Riemen und begann die Lager an der Transmissionsion zu lösen.

Bei Wenzels letzten Worten blühte es in Lenas Augen wild auf. Kaum daß sie die Tribüne betrat, sprang sie zu dem eisernen Hebel und riß ihn auf die andere Seite, wobei sie sich gegen die Mauer stemmte, damit sie niemand weg-schieben konnte. Die Riemen knarrten und von unten lönte ein lautes: „Galt an!“

Dann ein langer, gellender, entsetzlicher Schrei — — —

Die leere Schmelzmaschine drehte sich rasch — — —

„Anhalten! Anhalten!“ riefen die Arbeiter. Lena stand unbeweglich wie eine Bildsäule, den Fuß fest gegen den Hebel geklemmt.

Wenuna, die sich nicht zu erklären vermochte, was da vorgeht, sah erschrocken zu, als ein Arbeiter hinaufsprang und Lena wegstoßen wollte. Diese griff ihn jedoch an die Kehle und stieß ihn mit Gewalt zurück.

„Laß mich! Er hat es verdient!“ brüllte sie mit einer schauerlichen Stimme, dann griff sie mit beiden Händen nach ihren Schläfen und stürzte, noch einen Schrei ausstößend, ohnmächtig auf den Boden der Tribüne.

„Die Maschine anhalten!“ rief plötzlich von unten irgend eine mächtige Stimme und gleich darauf wurde es still in der ganzen Fabrik. Die beiden Schmelzmaschinen, der Elevator, alles stand still. Von allen Seiten strömten die Arbeiter zu den Schmelzmaschinen, wo man sahen, nachdem man die Riemen durchschnitten, den leblosen Wenzel herunterzug.

Er war ohne Bestimmung, im Gesichte weiß wie ein Toter. Eine schreckliche Verwirrung entstand in den weiten Räumen.

Mit entsetzten Augen sah Wenuna herunter und sah, wie einige Männer Wenzels leblosen Körper in das Laboratorium trugen. Sie war zum Tode erschrocken und die Füße trugen sie kaum. In der ungewohnten Stille der Fabrik machte sie einige Schritte, um dem traurigen Zuge zu folgen. Sie sprach kein Wort, auch ihre Augen blieben trocken. Andere Mädchen und Weiber, die von allen Seiten zusammenliefen, rangen die Hände, weinten und jammerten. Ein älteres Weib fiel plötzlich Wenuna um den Hals und schluchzte laut: „Du armes, armes Weib, was hat da auf dich gewartet! Das hast du gewiß nicht geahnt, — — — and er hat dich so gern gehabt — — —“

(Schluß folgt.)

## für unsere Frauen.

Das Spielzeug der Kinder.

K. Weihnacht naht, die Zeit, in der auch die proletarische Hausfrau und Mutter grübel, wie sie mit wenigen Mitteln ihren Lieben eine Weihnachtsfreude bereiten könne. Die Kinder äußern der Wünsche so viele, und die Schaufenster und Auslagen fördern immer mehr Wünsche zutage, so daß es den Eltern mitunter schwer wird, das rechte zu finden. Kinder sind ohne Zweifel am glücklichsten, wenn sie sich ungehindert bewegen können. Die kleine zappelnde Gesellschaft liebt das Stillstehen oder Stillliegen durchaus nicht. Schon der Säugling äußert eine Fortbewegungslust, indem er alles, was irgend in seinen Bereich kommt, mit seinem Munde in Verührung bringt; daher ist es notwendig, daß für die Kleinsten der Kleinen leicht abwaschbare Spielzeuge Verwendung finden. Man breche mit der Mitte, dem schreienden Säuglinge alle möglichen Gegenstände in die Hände zu geben. Schlüssel, Portemonnaies usw. sind keine Spielzeuge für Kinder. Ebenfalls soll man dem Kinde kein Papier, das wegen des Knisterns von den kleinen Plaggegeistern sehr geliebt wird, geben. Man kann sicher sein, daß Kinder, die von früh an gewöhnt sind, Papier zu zerfalten oder zu zerreißen, später, wenn sie die Schule besuchen, keine Sorgfalt auf ihre Schulbücher und Schreibhefte legen. Schon früh äußert sich im Kinde beim Spiel die Neigung zu beobachten, zu untersuchen, zu vergleichen und zu erfinden. Diese Neigung soll man möglichst durch geeignete Spielzeuge pflegen. Leider werden diese Neigungen der Kinder in unseren Volksschulen nicht gefördert. Sie werden dort des selbständigen Denkens entzogen.

Anregung im Spiel geben Werkzeugkästen, Baukästen, Malbücher, Farbkästen und wie sonst ein Räcken Kunststoffe. Auch Modellierbogen geben Anregung in Hülle und Fülle.

Für die älteren Kinder eignen sich vor allem gute Bücher als Geschenke. Solches Spielzeug weckt das Selbstbewußtsein, schafft originalen Geist, hebt die herabwürdigen, ja künstlerischen Anlagen des Kindes, entwickelt Normensinn und Gewissen und erzieht zur Werkschätzung der Arbeit. Die Werkschätzung beim Spiel ist für das Kind das gleiche, wie für den Erwachsenen eine fessende Arbeit; daher liegt im kindlichen Spiel ein bedeutsames bildendes und erzieherisches Moment. Da durch das Spiel gute und böse Eigenschaften im Kinde geweckt und genährt werden können, ist das Spielzeug der Kinder sorgfältig auszuwählen.

Berwerflich ist es geradezu, wenn denkende Mütter, die den Fluß des Militarismus und seine kulturfeindliche Tendenz kennen, ihren Kindern Weisheiten, Soldatenbilderbücher oder gar Soldatenmonturen als Spielzeug geben.

Mütter! Unsere Aufgabe ist es, Absichten gegen alles, was roh, grausam und gemein ist, in den Kinderherzen zu wecken und dagegen Liebe zu Mensch und Tier, zur freien, schönen Natur in den Kindern zur Entfaltung zu bringen. In unseren Kindern wollen wir uns nicht nur erneuern, sondern veredeln und da müssen wir jede Möglichkeit, auch das Spiel, ausnützen, um eine vollwertige, selbstbewußte Generation heranzubilden, bei der alles harmonisiert, Körper und Geist, Gemüt und Verstand, Wissen und Können.

So machen wir es der Jugend leichter, zum Sozialismus zu kommen, eripieren wir es ihr, sich von falschen Anschauungen und Einbrüchen befreien zu müssen, die beim kindlichen Spiel mit ihnen verknüpfen.

## Perlen.

(Nachdruck verboten.)

In den Küsten von Arabien, von Ceylon und anderen indischen Inseln werden sie von blutarmen Volk um einen geringen Hungerlohn geholt und jeder von ihnen, der hinabschaut in die blaue Flut, wo er je nach Uebung 1—2 Minuten verweilen kann, riskiert, daß ein Haijisch selbst an seinem mageren Körper Gefallen findet. Wie aller teure Schmuck macht die Perle Wert aus den tiefen Abgründen der Menschheit bis hinauf zu den paar Tausenden der Welt, die vom Hochgefühl ihres Reichtums betäubt und durch ihr lippiges Leben verweidlicht sind.

Rein naturwissenschaftlich gesprochen ist die Perle ein Erzeugnis der Perlmuttermuschel, die zu dem Geschlechte der Schneckenmuscheln gehören. Diese Muschel ist also sozusagen die Mutter der Perle und ein ganz bekanntes Rohmaterial, das heutzutage jeder kennt. Zum Geschlechte der Muscheln gehört unsere Flußperlmuschel, die besonders in den Flüssen Englands, Schottlands und Norwegens vorkommen und gleichfalls Perlen entfallen, die aber bei weitem nicht den Schmuck und den Glanz der orientalischen Perlen haben. Bis in die Anfänge des Mittelalters wurden in Deutschland ausschließlich europäische Perlen getragen. Die Nürnberger boten Kaiser Maximilian I. zwei außerordentlich schöne Perlen zum Kaufe an, worauf ihnen 500 Reichstaler geschlagen wurden. Wie verbreitet im Anfang unserer Zeitrechnung die Perlen in Gallien und an den englischen Küsten waren, kann man daraus sehen, daß sich, wie Plinius berichtet, Julius Cäsar nach seinen Siegen einen Waffentrost aus Perlen fertigen ließ, welchen er in Rom der Venus opferte. Ein Hauptunterschied zwischen der Perle und ihrem größten Rivalen, dem Diamanten, ist der, daß die Perlen mit ihrem feinen milchweißen Schmelz von der Natur gerade in dieser vollkommenen Form erzeugt wird, während die Hauptarbeit beim Diamanten, der ihm das Feuer gibt, erst von Menschenhand getan werden muß. Die Diamantengruben Ritals und die Diamantschleiferien Amsterdams sind in ihrer hülligen Furchbarkeit schon oft beschrieben worden.

In der Geschichte wird schon zu der Zeit, als Sidon und Tyrosus sich in üppiger Blüte entfalten, die Perle als handelsaristiel genannt, und zwar unter dem Namen „Seegewächse, der Milch und dem Schnee ähnlich“. Plinius erzählt, daß in Vorder-Indien Mei, das Monopol des damaligen phönizischen Handels, gegen Perlen eingetauscht wurde. In Indien wurde in der Zeit vor Christus die Perle geradezu als gewöhnlicher Schmuck massenhaft von den Frauen getragen. Auch den Juden war sie bekannt, obwohl der hebräische Name dafür fehlt.

Weit jünger ist der Gebrauch der Perlen im Abendlande. Möglicherweise befanden sie sich unter den Waren, welche schon das älteste Italien aus dem Osten erhielt.

Ihren höchsten Grad erreichte die Sucht nach Perlen seit der Eroberung Aegyptens durch römische Waffen. In Alexandria, schon unter den Ptolemäern, dem Vereinigungspunkte des Handels der kulturell fortgeschrittenen Völker der alten Welt, wo durch den Zusammenfluß unzähliger Waren eine grenzenlose Pracht sich entwickelte, war beim männlichen wie weiblichen Geschlechte der Hals- und Armschmuck aus schöngereichten Perlen zum herrschenden Bedürfnis geworden und den höchsten irdischen Gütern an die Seite gestellt. Durch die Besitznahme dieser stolzen Alexanderstadt eröffneten sich den im Lieberflutz stehenden Römern alle die Schmelzerei und Vorkucht fördernden Produkte afrikanischer und asiatischer Länder. Die Heppigkeit von Tyrus, die Prunkliebe von Babylon, der Aufwand eines Kerges, die Schätze eines Krösus waren damals und in der späteren Periode der Kaiser in Rom vereinigt, wie uns ein Augenzeuge, der geistreiche Philo, Abgesandter alexandrischer Juden an den Kaiser Claudius, schildert.

„Die Betten“ — sind seine Worte — „worauf die Römer sich bei den Mahlzeiten lagern, sind mit Schilfkissen, Eisenbein und andern kostbarsten ausgeschmückt, sie glänzen von Gold und von Perlen. Purpurne Decken mit Gold und Perlen durchwirkt und mit den buntesten Figuren und Blumen kunstreich verziert, prängen auf ihnen. — In diese Periode des ausschweifendsten Luxus mit all seinen Lasten fällt auch die namenlose Vergeudung mit Perlen.“

Das von Julius Cäsar erlassene, aber wenig gehaltene Gebot, welches nur fünfundsünfzigjährigen Matronen an gewissen feierlichen Tagen den Gebrauch der Sänfte, der Purpurgewänder und der Perlen gestattete; das Sittengemälde Roms, welches uns Dichter damaliger Zeiten wie Horaz, Tibull, Propert und Martial als den reinsten Spiegel asiatischer Verweichlichung entwerfen, — nicht minder die genaue Bezeichnung der verschiedensten Arten von Perlen in dem römischen Geschichtsbüchern — den Fragmenten des Aquilius und Ulpian — dies alles sind hinreichende Zeugen der enormen Geltung und des großartigen Gebrauches von Perlen. Die wohlwollenden Warnungsrufe des strengen Sittenrichters Seneca, des an alten Sitten haltenden Plinius, in späteren Zeiten des frommen, bis zur Seltsamkeit gelehrten Tertullians, des beharrlich arbeitenden, eifernden Hieronymus; sie vermochten alle nicht, Einhalt zu tun dieser Perlenmanie!

Daß die Perlen schon damals ungeheure Preise hatten, ist durch die Erzählung von der berücktigten Kleopatra, welche aus toller Verschwendungssucht eine Perle im Werte von etwa anderthalb Millionen heutigen Geldes in starken Essig warf und diesen mit der sich auflösenden Perle trank, bekannt.

Auch die heilige Kirche, die bekanntlich einen großen Magen hat, fand Schmuck an den Perlen. Papst Paulus II. kaufte eine einzige Perle um vierzigtausend Dukaten. In dem bekannten Kloster von Einsiedeln besaß noch vor der Revolution das Bild der heiligen Jungfrau ein Gewand, in welchem gehntausend Perlen eingewirkt waren.

Auch als Arznei wurde und werden noch heutzutage Mirabden von Perlen verwendet. Die Apianen, welche besonders aufrege Kräfte ihnen zuschreiben, bedienen sich ihrer als Hausmittel, während sie unsere alten Medizis sonst große Hilfe gegen Sympochondrie und ähnliche Nervenleiden geleistet haben sollen.

Durch diesen fortgesetzten Gebrauch wird, wie im Westen, ebenfalls die Quelle des Orients einst versiegen, alle Zeichen sind bereits dazu vorhanden. Es

wird eine Zeit kommen, in welcher sie, wie einst durch ihre Größe, so durch ihre Seltenheit kostbar werden und es bleiben.

Des persischen Golfes Schätze sind freilich bis jetzt unerschöpft. Noch gegenwärtig beträgt ihr jährlicher Gesamtexport — so weit sich aus den Listenheften, später zu erlangenden statistischen Nachrichten ergibt — beiläufig 3 460 000 Taler und davon wiederum ausschließlich nur allein nach Indien und China für 700 000 Mark Perlen. Wahrscheinlich allein, welches im 16. Jahrhundert für anderthalb Millionen Mark ausfuhrte, hat noch eine jährliche Einnahme von 1 050 000 Mark. Dagegen Ceylons Reichthümer fließen spärlich. Schon seit 1814 wurde keine beträchtliche Beute mehr gewonnen.

Zum Schluß noch einiges über die wirklichen Ursachen der Perlenbildung. Sie spielen im indischen Mythos eine große Rolle. Nach einigen Sagen entgleiten in lauen milden Sommermächten dem Himmel starke Tauropten, um im Busen der flussenden Muschel von den wärmenden Strahlen der Sonne befruchtet zu werden.

Im Mittelalter hielt man sie noch für sogen. Austerndüne, während der Naturphilosoph Paracelsus sie für veränderte Tauropten und weniger poetisch, der Arzt Astruc für die Reste der Muschel hielt. Wissenschaftliche Untersuchungen des Volkes der Perle ergiebt folgendes:

Bei einer großen Anzahl von Perlen, orientalischer wie europäischer, liefern fremde Körper meist von mikroskopischer Größe, wie Quarzkrümelchen, Pflanzengewebe usw. den Kern der Perlen, sind also Bedingung ihrer Bildung. Bei einer ebenbürtigen Anzahl von Perlen fehlen diese fremden Körper und sie bestehen nur aus den Schichten des Schalenstoffes.

Im ersten Falle ist es unabweisbar, daß derlei fremde Körper mit dem ein- und ausströmenden Wasser den Körper passieren, im Mantel möglicherweise stecken bleiben und durch Umkleidung von Schalenstoff zu Perlen werden. Dafür spricht neben dem Nachweis des fremden Körpers die beständige Gegenwart der Perlen in den Kanälen oder in ihrer Nähe.

Was aber die Bildung solcher Perlen veranlaßt, welche keine fremden Körper herbeibringen, das ist bis zur Stunde dunkel. Als Möglichkeit liegt sich unter andern denken, daß Störungen des Kreislaufes aus irgend einer Ursache Veränderungen in der Ausscheidung des Schalenstoffes herbeiführen, allein bestimmtes wissen wir darüber nicht. Erst wenn wir die Ursache des Kreislaufes bei diesen Tieren hinreichend erforscht, wird neben mancher anderen noch viel wichtigeren Frage auch jene nach der Bildung der Perlen ihre hinreichende Lösung erhalten.

Etwas mit dem ungeheuren Perlenluxus, der auch heute noch besteht, ausöhnendes liegt darin, daß nach 25—30 Jahren die Perlen ihren Glanz verlieren und dadurch bedeutend weniger werthvoll werden, wodurch natürlich der Wert der neugefundenen Perlen immer mehr ins ungeheure steigt. Wer sich heute wirklichen Perlen schmuck kaufen will, der muß dafür schwer Gold lassen. Da die Perlen eine der überflüssigsten Formen von Gebrauchswerten darstellen, so würde unfererzeit die bis zur Erschöpfung betriebene Ausbeutung aller noch vorhandenen Perlenbänke nur erreicht werden können.

## Merkblatt für junge Mütter und solche, die es werden wollen.

Ein Merkblatt zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit gab soeben in zweiter Auflage (50.—100. Tausend) der Deutsche Bund der Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise heraus, dem wir folgende Stellen entnehmen:

Jeder Mutter höchste Pflicht ist es, ihre Kind selbst zu stillen! Die Muttermilch ist die natürliche Nahrung für den Säugling. Auch wenn nicht gleich Milch vorhanden ist oder das Kind nicht gleich befriedigt zunimmt, so ist der Versuch, selbst zu stillen, ernstlich mehrere Wochen lang fortzusetzen. Er hat oft dann noch Erfolg. Die ungeheure Sterblichkeit der armen Kinder, denen die Mutterbrust aus irdischen Vorurteilen oder aus mangelnder Fähigkeit vorenthalten wird, im Vergleich zu jener der Brustkinder muß jede Mutter bewegen, mit allen Kräften jene süße Pflicht zu erfüllen. Sie belohnt sich nicht nur am Kinde, sondern auch an der Mutter selbst. Die meisten Frauen, wenn sie nur ernstlich wollen und sich rechtzeitig vor der Geburt ihres Kindes auf ihre Mutterpflichten einrichten, können auch dieses Segens teilhaftig werden.

Nach den Untersuchungen von Med. Rat Prof. Dr. Walcher in der Landeshebammschule zu Stuttgart gelang es, durch nachhafte Befolgung der Wöchnerinnen vom ersten Tage nach ihrer Niederkunft ab in glänzender Weise die Stillungsfähigkeit zu erhöhen.

Die Untersuchungen haben ergeben, daß bei guter Ernährung die Milchbildung der Gebärdapparate eine raschere, die Verdauung, wenn am nächsten Tage schon für Stuhlgang geforgt wird, eine vortreffliche ist. Die Sterblichkeit war geringer. Vor allem aber konnten die gut Ernährten ihre Kinder in 79 Prozent der Fälle ganz stillen, die schlecht Ernährten dagegen nur in 22 Prozent der Fälle. Mit der Zeit wurde die Stillfähigkeit bis auf annähernd 100 Prozent gesteigert. Dabei ergab sich das überraschende Resultat, daß das Gewicht der Kinder, wenn gar keine Weinahrung gereicht wurde, durchschnittlich um 41 Gramm pro Millie Körpergewicht der mit Weinahrung (Ruhmilch) gefütterten Kinder übertraf.

Die junge Mutter geniesse also Milch, Suppe, Hafertrei, leichte Mehlspeisen (Reis), leichte Gemüße, Braten, Kompott; sie vermeide Alkoholika, Tee, Kaffee, und sie wird ihrem Kinde ausreichende Nahrung geben können.

Am Kinde zeigt sich der Segen der natürlichen Nahrung durch größere Widerstandsfähigkeit gegen alle Gesundheitsgefahren die ganze Wachstumszeit hindurch.

## Die Arbeiterfrau an ihren Mann.

Aus dem Englischen von Andr. Sch. u.

Du nimmst mich, Koln, in dein Haus, in meines Herzens Schrein Auf daß ich meines Schicksalswegs Gefährtin solle sein. Und sag' mir, hab' ich je geküßt der Pflichten, die mich beglückt? Und hab' ich je nach Lust begehrt, wenn dich der Gram bedrück't?

Nein, lieber teilt' ich deinen Schmerz, als eines andern Lust. Denn du bist mit die ganze Welt, mein Himmel deine Brust; Du machst mein Süßholz zum Kalaf, die harter Band zum Thron Dein Säugeln ist mein Sonnenlicht, Muß ist mir dein Lon.

Wenn du erschöpft im Schlafe liegst, betrachte ich dich gern; Dann fülle meine Augen sich, ich rufe zu dem Herrn: „Sieh, wie in seines Tages Fron die Kräfte ihm vergehn — O, weude deinen Blick auf ihn, daß sie ihm neu erseh'n!“

Senk dann auf meine Biber sich der Schummer süß und lind, Wie oft wird er von dort verhaucht durch unser liebes Kind! Dann still ich es an meiner Brust und wiege es auf Ruß, Ich fühl', es ist ein Teil von dir, ist ruhelos wie du!

Ich lüge nicht; nur einen Wunsch, nur einen, hab' ich tief, Bevor mich eine höhere Macht von deiner Seite rief. Nicht heiß ich süßen Liebeskost, dein Wort ist lieblich tönt; Nicht eine besser Liebeskost, — ich bin an Wort gewöhnt.

Ich frage nicht nach Ruß und Land, so lang die schlichte Tracht, Die mir geziemt, in deinem Aug' mich schön erscheinen macht! Mein; gib mir nur einen Teil der Zeit, die du im Klub verbringst, Ein Teil nur von der Wissenschaft, die du dir dort erringst!

Gieb mir ein Stübchen in der Nacht, die du den Männern gibst, Und mach' mich zur Genosin in der Saage, die du liebst! Dies mir aus deinen Blättern vor, bewell ich sit' und nah' — Bei Tag dann deut' ich d'rüber nach, bis ich es ganz verheiß!

Dann schreit' ich würdich Dir zur Zeit' nach einem hohen Ziel, Bin un'rer Kinder Lehrerin in Schullung und im Spiel. Und find mir auch nicht groß und reich, so find mir Liebunfreit; Und wie mein Herz dein Herz erwärmt, dein Geist wärmt meinen Geist!

## Aus allen Gebieten.

Theater, Kunst und Wissenschaft.

Vorliebe für Schürzen. Das Blumenthalsche Lustspiel Das Oasenhau, ein berühmter Schmarrn, hatte anstandslos die Jenfer passiert und ging sogar durch die Doppelschleuse der Hoftheatergenjur glatt in den Saal des königlichen Schauspielhauses in Berlin ein. Als sich aber das Kaiserpaar zur Vorstellung am Sonntag ansetzte, wurde das Stüd noch einer dritten Jenfur unterworfen und sorgfältig alles entfernt, was man vor Allerhöchsten Ohren nicht nennen zu dürfen glaubte. Schließlich aber kam noch im letzten Augenblick, wie das Berliner Tageblatt zu berichten weiß, noch ein Jenfur vierter Potenz, welcher befohl, daß die Werbung um erlesen seien: „Weg mit den spanischen Wänden, weg mit der Gardinen!“ Die Schürzen müssen also bleiben, sei es, weil man sie sich als das Symbol der tugendhaften Hausfrau verheißt, sei es, daß die Phantasie des vierten Jenfors sie als das einzige vorhandene Kleidungsstück dachte. Im übrigen besteht bekanntlich die Vorschrift, daß bei Hofvorstellungen die Damen in sehr tief ausgeschnittenen Kleidern — also ohne Schürzen — zu erscheinen haben. Vielleicht wird in Zukunft bei ähnlichen Anlässen das Tragen hochgeschlossener Kleiderchürzen zur Pflicht gemacht.

Gesundheitspflege.

Gesundheitspflege während des Unterrichtes in den Volksschulen. Zur Behebung verschiedener Mischstände erläßt die bayerische Regierung eine Verfügung, der wir entnehmen:

1. Die Lehrkräfte sind regelmäßig gründlich zu lästern, in den kälteren Zeiten des Jahres in der Regel nur vor und nach dem Unterrichte, sowie während der Pausen in Abwesenheit der Schüler durch Leisten der Fenster, in Anwesenheit der Schüler nur dann, wenn es gefehlen kann, ohne daß einzelne Kinder von der eindringenden Luft unmittelbar getroffen werden.

2. Die Beheizung der Lehrsäle muß regelmäßig so frühzeitig vorgenommen werden, daß die Kinder beim Eintreffen einen gut durchwärmten Raum vorfinden. Dabei soll die Zimmerwärme in den Wintermonaten nicht unter 17 Grad C sinken und nicht über 20 Grad C steigen; zur Feststellung derselben muß in jedem Lehrsaale ein Thermometer vorhanden sein, das möglichst entfernt vom Ofen an einer Innenwand aufgehängt ist.

3. Ein Kind darf dem geheizten Ofen in der Regel nicht näher als 1,50 Meter sitzen. Die Ofen sollen, wenn möglich, an einer Seitenwand des Schulsaales stehen und müssen ohne Rücksicht auf ihre Bauart von einem zweckmäßigen Ofenschirm so vollständig verdeckt sein, daß die Kinder der Dientz nicht unmittelbar ausgesetzt sind.

4. Die Kinder dürfen niemals im Sonnenlichte lesen, schreiben oder Handarbeiten verrichten. Erforderlichen Falles sind die Vorhänge, die in ausreichender Zahl und guter Beschaffenheit — genügend groß, aus lichtem, nicht zu dichtem Stoffe hergestellt und gut besetzt — vorhanden